

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 13.

Donnerstag, 14. Januar

1932.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(21. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Wirt hockte noch ungewaschen und verschlafen auf dem Sofa. Wäre Herr Helmboldt heute nicht so zeitig ins Revier gegangen, läge er jetzt noch in den Federn. Er riß die Augen auf, als eine ältere Dame eintrat.

„Guten Morgen! Hier wohnt doch Herr Helmboldt, mein Sohn?“

Sofort war der Wirt auf den Beinen. Seine Neugier war erwacht. Wenn eine Mutter zu solch früher Stunde ihren erwachsenen Sohn überfiel, dann hatte das ganz bestimmte Gründe. Und daß ihr plötzliches Erscheinen mit der Baronesse Höttlin zusammenhing, lag auf der Hand. Da würde es heute wohl noch allerlei Überraschungen geben.

„Gewiß, gnädige Frau, Herr Helmboldt ist aber bereits zur Jagd gegangen!“

„So, dann rufen Sie mir, bitte, den Raumann!“

Der Wirt brüllte durch den Hof und Garten aus Leibeskraften, — völlig vergeblich. Der hatte sich also seitwärts in die Büsche geschlagen. Sein nur halbverzehrttes Frühstück stand noch in der Laube. Er würde wissen, warum. Da wurde seine Neugierde erst recht angestachelt. Und damit Frau Helmboldt ins Reden kam, sagte er mit einem Achselzucken:

„Nicht zu finden, gnädige Frau! Eben hat er noch in der Laube gefressen und gefrühstückt!“

„So-o? . . . Ich möchte dann auch dort frühstücken! Mein Koffer kommt erst mit dem Postautobus. Unterdessen werde ich mir im Zimmer meines Sohnes den Reijestaub abspülen!“

Der Wirt führte sie die Treppen hinauf. Die Magd räumte gerade auf. Schleunigst lief er dann zu seiner Frau, die auch die Neugier ganz arg plagte, berichtete ihr das neueste Ereignis. Da war sie sofort auf den Beinen.

„Gustav, vorsichtig! Wir wollen doch den guten Kunden nicht verlieren!“

„Sieh dir erst mal die Frau an! Die weiß was sie will! Und dann wird dir klar, mit wem wir's halten sollen! Bedien du sie in der Laube. Dir gegenüber wird sie mehr mit der Sprache herausgehen als mir! Der Raumann ist schleunigst durchgebrannt!“

Das tat die Wirtsfrau. Sauber gedeckt war in der Laube. Der Kaffee mit Liebe gebraut. Eier, Schinken, Honig, goldgelbe Butter, Graubrot in einem Körbchen standen auf den Tisch. Dieser Anblick erheiterte Frau Helmboldts starres Gesicht. Außerdem besaß die Wirtsfrau recht angenehme Umgangsformen. Machte dem Gaste das Reden nicht schwer. Erzählte, was für ein leidenschaftlicher Jäger der Herr Sohn sei — und worauf es doch auch sehr ankomme, ein umsichtiger Jeger, gerade das werde auf dem Schlosse auch gebührend anerkannt!

Da war das Gespräch von allein dahin gekommen, wohin es Frau Helmboldt hatte haben wollen.

„So, junge Witwe — die Frau Gräfin!“

„Nicht wahr, fürchtbar bedauerlich! Sie hat den gesellschaftlichen Verkehr mit den Herrschaften in der Gegend so gut wie vollkommen eingestellt! Fühlt sich lei-

dend! Nun, wir begreifen das, nicht wahr, gnädige Frau? Neuerdings, das heißt schon längere Zeit, ist eine Kusine aus der Steiermark — dort stammt die Frau Gräfin ja her —, eine junge Baronesse Höttlin zu Besuch da. Sehr lustig. So was herziges hat sie, ist auch sehr musikalisch! Das wird Ihnen Ihr Herr Sohn ja auch schon erzählt haben! Er war doch abends, als er das letzte Mal hier war, täglich auf dem Schlosse, nachdem am Nachmittag der Raumann die Damen im Kraftwagen spazieren gefahren hatte. Nach Marburg, Nauheim, Kassel, Hersfeld, Wilhelmshöhe!“

Nun wußte Frau Helmboldt genug. Sie erkundigte sich nur noch, wann ihr Sohn wohl zurückkommen werde?

„Gegen elf, wenn die Post kommt! Da ist er sehr gewissenhaft! Erst das Geschäft . . .“

„Bis dahin werd ich ein wenig spazieren gehen! Der Morgen ist ja herrlich!“

Da kam der Wirt. Frisch gewaschen und rasiert.

„Wenn ich der gnädigen Frau den Weg, am Schloß vorüber zum Walde, zeigen darf?“

„Danke sehr! Ich find ihn schon allein! Hab ja nichts zu veräumen!“

Mit aufgespanntem Schirm ging Frau Helmboldt langsam durchs Dorf. Nun wußte sie, was sie hatte wissen wollen. Das nächste war, daß sie sich diese Baronesse Höttlin einmal gründlich ansah. Eher verließ sie keinesfalls den Ort . . .

Da stand nun Egbert Niedenstein mit ernstem, herrischem Gesicht vor Kamilla Merun. Zog die weiße Schirmmütze.

„Frau Gräfin!“

Zögernd hob sich ihre Hand. Die Augen flatterten hin und her, hatten einen feuchten Glanz. Ein Zucken lief über ihr Gesicht.

Mit festem Griff faßte er nach der Frauenhand. Seine Mundwinkel waren herabgerutscht. Was kam nun? Daß dieser Esel, der Fabrikant, da drüben stand und Mütze hatte, seinen Hund zurückzuhalten.

Die Baronesse schlug mit beiden Armen durch die Luft. Als müsse sie eine Lähmung aus ihrem Leib bringen. Lachte dann schrill auf. Tief zu Herrn Helmboldt. Kämpfte die Lippen.

„Ihr Hunderl ist ja ganz aus dem Häuschen!“ Drehte sich um. „Kamilla, nimm Tell und Treff an die Lein! Dieser Spektakel! . . . Kommen S', Herr Helmboldt, wir gehen nach Haus! Der Herr Rittmeister mag dann meine Kusine begleiten! . . . Nerven hab ich! Dies Gebell kann ich einfach net mit anhören!“

Herrlich war der Vorschlag! . . . Und wenn der Baronesse nichts daran lag, seht länger mit dem Rittmeister zusammen zu sein, desto besser! . . . Jedenfalls bot sich ihm dann Gelegenheit, klar zu sehen, und das wollte er unbedingt.

„Mit Freuden stehe ich zur Verfügung!“

„Gehen wir ein Stück den Berg hinauf und an der Heck in den Wald hinein. Ein kleiner Umweg, der uns bei dem schönen Wetter nix schaden wird!“

„Ganz sicher nicht, Baronesse!“

Er marschierte gleich los. Damit Theres Höttlin ja

nicht auf andere Gedanken kam. Sah noch, wie Niedenstein und die Gräfin sich bemühten, die Hunde festzukoppeln und der Apfelschimmel unruhig wurde . . .

Niedenstein machte sich dann noch mit seinem Pferde zu schaffen. Die Baronesse und der Fabrikant sollten erst ein Stück fort sein. Dann stellte er den Schimmel so, daß er Deckung gegen Sicht bot. Das Herz schlug ihm bis zum Hals hinauf. Nur jetzt nicht mit dem Kopfe durch die Wand, warnte ihn eine innere Stimme. Und doch wollte der Trost immer wieder hochschießen. Wie sie da stand! Die Augen gesenkt. Die Nasenflügel leicht aufgebläht. Ihre Brust hob und senkte sich. Halb wider Willen fuhr ihm nur ein einziges Wort aus dem Munde.

„Ramilla!“

Es klang nicht weich. Es klang wie ein Vorwurf.

Ihn jetzt nicht wieder aus den Fingern lassen! . . .

Die Theres! . . . Sie wurde doch nicht aus ihr Klug. Ihm einfach ihre ganze Qual in's Gesicht geschleudert! Und wenn dann das Ende mit Schreden kam, war's immer noch besser als diese zermürbende Ungewißheit.

„Wie lange kannt ich Sie denn, als wir uns verlobten! Und Sie wollten keine Veröffentlichung, weil der Krieg ausgebrochen war! Meinen S, ich hätt' net auf einen Brief von Ihnen gewartet von Tag zu Tag, als er sein End nahm? . . . Und immer die Angst! . . . Wissen S, wie oft ich vor einem Bogen Papier gesessen hab, um an Sie zu schreiben? . . . Aber da war der Stolz, der berechtigte Stolz! . . . Und die Verwandten! Meinen S, die hätten mir net zugejagt, als der Graf Merun ernstlich um mich freite! Dieser durch und durch ritterliche Mann! . . . Da kann man schließlich net mehr! Da hab ich den Glauben an Sie verloren! . . . Meine Eh' hab ich net bereut! . . . Und da kamen Sie wieder nach Meggelbronn!“

So, es war heraus! Jetzt gab's kein Ausweichen mehr!

Niedenstein, den Fingern um den Arm geschlungen, starrte vor sich hin. Manchmal hatte er sich das ja auch gesagt. Wer Macht hatte er diese Gedanken nie über sich gewinnen lassen . . . Und nun, wie sie es sagte! Es griff an's Herz! Mein Gott, er hatte sie doch noch immer lieb!

„Sagt dir nicht genug, daß ich jetzt in Meggelbronn sitze? Reben dir! Warum? Um noch einen letzten Versuch zu machen, dich als meine Frau unter mein Dach zu führen!“

Ein tiefer Atemzug. Ein so liebes, frauliches Lächeln. Ruhig sah sie ihm in die Augen.

„Egbert, das hätt schon sein können! Wenn du gleich bei mir vorgefahren wärst!“

Er sah sie nach ihren Händen. Was gingen ihn die Leute auf den Wiesen an? Was die Theres und der Fabrikant?

„Ramilla — in zwei, drei Wochen?“

„O, wie gern!“

Hand in Hand, der Apfelschimmel und die Hunde neben sich, gingen sie langsam dem Schlosse zu . . .

Luz Helmsbold hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen. Sah die Baronesse von Zeit zu Zeit von der Seite an. Er wollte aus ihr Klug werden. Aber das war unmöglich. Bleich war ihr Gesicht, sehr bleich. Die Augen starrten geradeaus. Die Lippen, diese schön geschwungenen Lippen, zuckten . . . An die Zigeunerin mußte er denken! Wäre es wirklich möglich, daß er weinte, Herzkrämpfe bekam, wenn sich sein heißer Wunsch nicht erfüllte? . . . Der Rittmeister! . . . Wäre sie von ihm weggelaufen, wenn sich wirklich Fäden von Herzen zu Herzen gesponnen hätten? Nein, das tat ein Weib nicht. Dann socht es, zäh, beharrlich! . . . An das erste Zusammentreffen der Damen mit Niedenstein im Dorfwirtshaus mußte er denken. Da war's ihm doch so vorgekommen, als ob die Gräfin und der Rittmeister alte Bekannte wären! Natürlich war's so, und die aufopferungsfähige Theres hatte den Kopf hingehalten, um die beiden zusammenzubringen . . . Er drehte sich um. Sah die Bestätigung. Hand in Hand gingen die Gräfin und Niedenstein nebeneinander her. Als gute Vorbedeutung nahm ers, lachte.

„Baronesse, sehen Sie einmal da rechts hinab, ein sehr erfreuliches Bild!“

Sie konnte nicht mehr weiter. blieb stehen. Und dann sah sie die beiden auch nur noch verschwommen, denn die Tränen waren ihr in die Augen gestiegen. Und ihr Herz schmerzte — o so sehr! Die Schwäche durfte nicht Herrin über sie werden . . . Die da unten waren glücklich — endlich!

„Kommen S' schnell!“ Und dann brachte das liebe Mädel es doch fertig, daß ein Lächeln um ihren Mund huschte. „Ich hab wahrhaftig mei Müh und Not gehabt!“

Wie nett sie war, wie gut! Jetzt schwelgte das Herz in Rührung. Nun im Walde den Sturm gewagt! Er würde glücken — mußte! (Fortsetzung folgt.)

Ein Weg . . .

Ein Weg ist lang, ist steil und weit
Und voller Dornenkrone,
Weiß nur mit Mühsal, Not und Leid,
Mit Andant dir zu lohnen.

Nur selten duldet er ein Herz,
Schenkt selten eine Blume.
Er ist voll Mißgunst, Reid und Schmerz,
Der Weg zu Ehr' und Ruhme.

Karl Friß Illmer.

Ein Gastmahl Peters des Großen.

Von Aoderich Freiherr von Ompteda.

Im Jahre 1717 hielt sich Peter der Große als Badegast in Spaa auf. In jener Zeit war auch der Staatsrath und Canonikus von Lüttich dort anwesend. Von ihm besitzen wir eine sehr interessante Schilderung eines kaiserlichen Gastmahles:

Am Freitag kam ich nach Spaa. Der Zar befand sich gerade in einem Jekt. Ich nahm mir die Freiheit, ihm ein Körbchen voll Kirschchen und Feigen aus meinem Garten anzubieten. Es schien ihm sehr zu behagen, denn er machte sich gleich darüber her und obwohl er am Morgen seine 21 Gläser Wasser getrunken, verzehrte er, ehe ich es mir versah, zwölf Feigen und gegen sechs Pfund Kirschchen. Am gleichen Tage erwies er mir die Ehre, mich zur Tafel zu laden. Diese Mahlzeit war sehr merkwürdig und man jagte mir, daß S. Majestät immer so speise. Obgleich die Tafel für acht Bedede bestimmt war, hatte man zwölf Gäste placiert. Der Zar saß obenan mit einer Nachtmühe auf dem Kopf und ohne Halsbinde. Zwei Soldaten trugen zwei große Schüsseln auf, auf denen irdene Näpfschen mit Bouillon standen. In jedem schwamm ein Stückchen Fleisch. Sie wurden vor unsere Teller gestellt. Da die Stühle einen Fuß weit von der Tafel abstanden, mußte man, um zu den Speisen zu gelangen, den Arm wie ein Fächer ausstrecken.

Wer mit seiner Bouillon fertig war und mehr wollte, tauchte seinen Löffel ohne Umstände in den Napf seines Nachbarn. Der Zar selbst ging uns mit diesem Beispiel voran. Nun kam ein Bursche, der sechs Flaschen Wein auf die Tafel nicht stellte, sondern hinrollen ließ. Der Zar schenkte jedem Gast und dann sich selbst ein Glas voll ein. Ich saß neben dem Kanzler. Sobald dieser bemerkte, daß ich mein Fleisch ohne Salz aß, forderte er mich auf, ohne weiteres aus dem einzigen Salzfaß zu nehmen, das dicht vor dem Zaren stand. Nun kam das zweite Gericht. Einem Soldaten war eine der Schüsseln aufgeladen worden. Er hatte keine Zeit gehabt, rechtzeitig seine Mühe abzunehmen. So schüttelte er denn auf die postterlichste Weise seinen Kopf, damit sie herabfallen sollte. Der Zar gab ihm ein Zeichen, zu kommen wie er wäre. Der Gang bestand aus zwei Kalbsteulen und vier jungen Hühnern. Peter nahm das größte der Hühnerchen mit der bloßen Hand und, nachdem er mir durch einen Wink zu verstehen gegeben, daß er den Braten trefflich finde, war er so gnädig, mir das Hühnerchen auf den Teller zu werfen. Den Nachtisch bildete eine Bisquitpeise. Wenige Minuten später erhob sich alles. Der Zar trat an ein Fenster heran und benutzte eine der dort befindlichen, nicht sehr sauberen Lichtputzschere, um sich die Nägel zu reinigen.

Auf dem Tische sah es wunderbar aus. Das Tischgeschloß war überall mit Bräse überschüttet. Es war geradezu mit Wein und Fett getränkt. Ich hatte — so schließt Herr von Lantanes Bericht — während dieser Vorgänge große Mühe, meine Bewunderung und mein Lächeln zu unterdrücken und war heilfroh, als ich mich empfehlen konnte.“

Kleines Dorf auf Korsika.

Von Victor Klages.

Morgens, in aller Herrgottsfröhe, verläßt das Verkehrsauto Ajaccio. Es ist ein ehrwürdiger Kästen mit schütterem Verdeck, der gemächlich die Jahrzehnte an sich vorbeiziehen läßt; wenn einmal keine Panne zum Aufenthalt zwingt, triumphiert der Chauffeur und blickt stolz um sich. An der Steilküste läuft der Weg in tausend Windungen. Mal geht's rauf, mal geht's runter. Ein forsicherer Wagenlenker muß das Gefühl haben, als fahre er immerzu Achterbahn. Die Felsen sind rötlicher Granit, eine Art Ginster wächst überall, dazwischen kleine Bestände von Eufalypten und Olivenbäumen. Das blaue Meer, soooo blau, bleibt fast immer in Sicht. Biegt die Straße ins Gebirge ein, öffnen sich Schluchten, die so wild aussehen, daß man meinen könnte: hinter jedem Felsblock läge ein „Korsjar“. Aber dies ist ein zivilisiertes Land, und die Korsaren haben keinerlei Ehrgeiz mehr, Stoff für Fortsetzungsromane zu liefern, sondern treiben friedlich ihre Egel. Meistens allerdings ziehen sie vor, auf ihnen zu reiten.

In Cargèse und Piana wird gestoppt. Verschlafene Beradörfer, die heute, am Sonntag, noch verschlafener sind. Die Sonne glüht, ein Egel schreit irgendwo mordsmäßig; Menschen, die nichts zu tun haben, lungern umher, begucken sich das Auto, an dem sie jede Schraube kennen, und stellen profunde Betrachtungen an. Zu verstehen ist kein Wort. Man hat hier die Angewohnheit, Korsisch zu sprechen, und das Korsische ist eine undefinierbare Mischung von französischem Dialekt und Italienisch mit einigen arabischen Zutaten. Die Leute bleiben somit durchaus unter sich. Sie beantworten aber prompt jede französisch gestellte Frage, wobei sie das r fürchterlich rollen. Es ist das einzig Fürchterliche an ihnen.

Jetzt gleitet das Auto in ein Tal hinab, ganz mit Eufalypten bestanden. Über den kleinen Fluß, der zum nahen Meere strebt, spannt sich eine aus Granitquadern geschichtete Brücke. An der Brücke steht ein Haus, auch aus Granitquadern, mit einem Schild. „Hôtel du Port“ ist darauf gemalt. Hier soll Porto sein.

Wo? fragt man sich. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und ein Hotel kein Dorf. Der junge Mann neben mir versichert, nach Porto sei es noch ein bißchen weiter. Er hat geschwindelt, aber aus Familien-Egoismus. Das Auto ist kaum angefahren, da stoppt es schon wieder. Ein paar Granithäuser links. Darunter das „Hôtel“ Spinosi. Der junge Mann ist der Sohn der Wirtin. Ein braver Sohn.

So kommt man ins Hotel Spinosi. Natürlich ist es gar kein Hotel, nicht einmal ein Gasthof. Zwischen einer Laube vorn und dem, was der Franzose „Cabinet“ nennt, rückwärts einsam an den Berg gezimmert, liegt ein Granitstückchen mit zwei, drei Zimmern. Hier ist alles aus Granit, der den Baukeuten sozusagen vor die Füße rollt. In dem weißgeputzten Raum steht ein riesiges Bett, offenbar für eine siebenköpfige Familie gemacht. Daneben ein Tisch mit einem Näpfchen. Dank angebotener Intelligenz kommt man bald darauf, daß dieses Näpfchen zum Waschen bestimmt ist.

Schräg gegenüber zur Rechten liegt ein niedriges Haus, und schräg gegenüber zur Linken liegt noch ein Haus. Das ist, abgesehen von ein paar halbverfallenen und nur teilweise bewohnten Gebäuden am Meer, der Weiler Porto. Bis zum Meer aber muß man, immer unter Eufalypten, etwa einen Kilometer weit gehen.

Die Küste — nun, was kann sie schon sein? Roter Granit. Mächtig schäumt das Wasser empor. Baden ist hier unmöglich. Der Strand breitet sich jenseits eines Granitberges, auf dem die Genuesen vor 600 Jahren zu ihrem Späße einen viereckigen Turm errichtet haben; er leidet sehr an Altersschwäche. Das Badezeug unterm Arm, sieht man sich gezwungen, zeitweise die Eigenschaften eines Maultiers zu entwickeln. Leider ist der Paskang eine schwierige Sache. Man springt, rutscht, biegt die Knie bis ans Kinn, und wenn der Berg überstanden ist, kommen die Rippen, und dann heißt es: über die Mündung des kleinen Flußes einen Doppelsalto schlagen — gerade so breit ist sie. Porto weiß noch nichts von internationalen Bequemlichkeiten, von Treppen und Stegen, und es wäre unrecht, deshalb zu schimpfen.

Zum Lohn für die Kletterpartie ist es einem vergönnt, am Strand zu sitzen und in die Brandung zu schauen. Für den Nichtschwimmer wäre es Selbstmord, da hineingehen. Und um Selbstmord zu verüben, braucht man nicht nach Korsika zu fahren.

Das Meer ist grandios. Das Eufalyptental berüchtigt schön. Von oben blicken durch bläulichen Dunst die Granitkroffen herab, die bis zu 800 Meter aufsteigen. Aberdies sind hier so gut wie keine Fremden. Also unbedingt ein Paradies.

Da verbreitet sich, unmittelbar vor dem Abendessen, das Gerücht, daß in diesem weitvergebenen Hotel Engländerinnen wohnen. Die Alte mit dem schwarzen Kopftuch, die Liebermann malen müßte, sagt was zu ihren Töchtern, und da ich Ohren mache wie ein afrikanischer Elefant auf offener Wildbahn, hör' ich aus dem Korsischen die Worte „les dames anglaises“ heraus. Es werden auch drei Gedecke auf den Nebentisch unter der Laube gelegt.

Nun ist es gewiß idiotisch, gegen Engländerinnen vor-eingenommen zu sein, aber merkwürdigerweise haben reisende Damen dieser Nation meistens das zulässige Mittelalter überschritten, und ein Schreckhauser, der das Rückgrat entlangrißelt, ist daher deutlich zu spüren.

Aberflüßige Angst. Die eine ist sogar jung und hübsch, ist schließlich kein Unmensch und drückt aern ein Auge zu, wenn das andere was zu sehen hat. Wir sind bald ein famille, genießen den Abend und das Abendbrot.

Tomatensalat mit Anchovis, gebratene Gurken, Reis mit den traurigen Überresten eines ehemals lebenslustigen Huhns, Weintrauben, Ziegenkäse. Dazu schwerer roter Korsenwein. Leider trinkt man ihn mit Wasser vermischt. Um nicht aufzufallen, muß man dieser Gepflogenheit nachahmen. Es ist ja nicht gerade nötig, daß man das halbe Glas mit Wasser füllt, wie es die anderen tun.

An einem Draht unter dem Laubdach hängt eine Karbidlampe. In den Eufalypten oder irgendwo sitzen die Grillen. Mrs. Turner meint, daß wir abfolut die Staffage für „Cavalleria Rusticana“ abgeben.

Diese Illusion wird nachher etwas abgeschwächt. Die Wirtin stellt ein Grammophon auf den Tisch; es schmettert mit trübseliger Stimme „Ramona“. Baptiste, der Hund, kriecht unter einen Stuhl. Er würde vermutlich auch den Schwanz einziehen, wenn er einen hätte.

Was man so den ganzen Tag hier tut? Nichts, und das auf die glücklichste Art und Weise.

Da ist vor allem der Eufalyptenwald im Tal, der sich bis unmittelbar an den Strand erstreckt. Stundenlang kann man, vom süßen Geräusch der Bäume leicht benommen, auf einem gefällten Stamm sitzen und wie Buddha meditieren, indem man auf ein und denselben Punkt starrt. Wenn die Brise aufweht, brütet hier eine singende Stille. Eidechsen und Ameisen sind die einzigen Lebewesen rundum. Zuweisen trampelt ein Egel auf Nahrungssuche durchs Farnkraut. Die Buddha-Pose des schweigenden Menschen muß auf ihn ansetzend wirken. Er bleibt stehen und döst. Unalaublich dämlich sieht so ein Egel aus, wenn er auf dem Fleck verharret und den Kopf ins Leere steckt.

Hat man Lust, die Beine zu bewegen, läuft man eine Stunde weit nach dem Dörfchen Dia. Dort ist ein uralter Priester, aus dessen wasserblauen Augen kindlichster Friede leuchtet. Er weiß ganz genau, daß der Fremde beim Herrn Spinosa in die Schule gegangen ist (nicht zu verwechseln mit dem seltsamen Gatten der Inhaberin des Hotels Spinosi), aber er nennt ihn trotzdem „mon ami“, plaudert mit ihm und empfiehlt, einen „Cap Corse“ zu trinken, wofür der Fremde größtes Interesse bezeugt. Noch vor dem Abendbrot wird der Cap Corse probiert. Es ist ein süß-bitterer Wein von roter Farbe, die ins Schwärzliche übergeht. Das Glas kostet 16 Pfennig. Man kann hier mit bestem Willen kein Geld ausgeben. Die junge Engländerin behauptet, man habe sogar die Belustigung umsonst, denn man träume so schön, und das sei Kino ohne Entree.

Als heute Abend wieder das Grammophon in Tätigkeit gesetzt wird, fassen sich zwei junge Bauern, die in einer Ecke still ihre Kueln gegessen haben, araziös unter die Arme und tanzen einen Tango. Sie machen das hervorragend, aber warum tanzen sie miteinander, wo doch die beiden Wirtstöchter, die leidlich hübsch sind und nur einer durchgreifenden Beinmassage ermangeln, in der Tür stehen?

Ein wandernder französischer Student, der mit uns gesprochen hat, gibt die Erklärung: Wenn ein korsisches Mädchen nur eine Viertelstunde allein mit einem Manne spricht, geschweige denn mit ihm tanzt, muß der Mann es betraten.

Ein peinlicher Brauch. Für Landesunkundige geradezu katastrophal. Ich hatte am Sonntag auf der Straße nach Dia so viele Pärchen gesehen und keiter die Internatio-

malität des Flirts gesehnet. Jetzt stellt sich heraus, daß alle diese Pärchen schwer verlobt sind.

Am nächsten Morgen will mich Maria, die jüngere Wittstochter, „einen Augenblick“ sprechen. Ich rufe schleunigst die ehrsame Mrs. Turner als Kronzeugin. Maria klagt, das Grammophon sei kaputt.

Ich bin fürchterlich traurig, Mademoiselle Maria, aber reparieren Sie sich bitte Ihr Grammophon selber . . .

Mrs. Turner hatte eine Heuschrecke im Bett. Porto ist ihr verleidet, und sie reißt ab. Die anderen folgen.

Nun ist man ganz mutterseelenallein. Den ersten Tag will es scheinen, als sei dies angenehm. Aber schon am Tage drauf schreit man sich — hol's der Teufel! — nach reisenden Engländerinnen. Die Stimmung sinkt um mehrere Grade. Die untergehende Sonne gibt sich alle Mühe, diese Stimmung zu heben, hat aber kein Glück. Knallig rot vor Wut zischt sie ins Meer.

Da kommt Maria und stellt mit einem verschämten Sehnsuchtsblick den Cap Corso auf den Tisch.

Maria, du bist doch ein Engel! Deine Sehnsuchtsblicke zwar sind nicht exportfähig, im übrigen aber wird deine freundliche Geste dankbar akzeptiert.

Und nach einer Stunde fühlt man sich garnicht mehr so einsam. Vermuthlich macht das die milde Abendluft.

Ein Eisbär macht Besuch.

Ein Abenteuer zweier arktischer Robinsone.
Von Einar Mikkelsen.

Iwersen nimmt sich des Mittagessens an, große, herrliche Beistricks von der Noshusochjenseule, während ich die kalten Wassertröpfen mit einem Besen heruntersege. Es hilft etwas; wir können jetzt untergehen, ohne tödtliche Besfurchten zu müssen, und nicht lange währt es, bis ich Brennholz gesammelt habe und damit beginne, die Kisten zu verkleinern, denn warm wollen wir es haben, das haben wir für die Frostqualen der letzten Tage wohl verdient.

Die Fische haben sich wieder in ihren Schlupfwinkel unter dem Haus gewagt, und den Kopf auf der Seite, betrachteten sie mit funkelnden, verständigen Augen die neuen Antömmelringe, jedesmal, wenn sich die Tür aufthut. Sie sehen so schön aus, daß wir es nicht über uns bringen, sie zu schießen; sie tun uns ja auch nichts zu leide. Es ist im Gegentheil ganz anheimelnd, ihr eifriges Gebell zu hören, sobald ich mit dem Holzspalten innehalte.

Denn es macht Lärm, Holz in einem Hause zu hacken, das auf Steinpfosten ruht, und es überläßt alles. Doch nein, nicht alles, denn durch den Lärm hören wir ein heftiges Krachen an der Hauswand. Es klingt geheimnisvoll, aber ich bin eifrig mit Holzhacken beschäftigt, und daher verläßt Iwersen seine Töpfe, um Näheres über den Ursprung des Lärms zu erfahren.

„Was ist es denn?“ frage ich zwischen den Arzthieben, die Antwort lautet: „Hol mich der Teufel, der greift an!“ Aber wer der „der“ sein kann, darüber erhalte ich keine Auskunft, bis ich eine halbe Sekunde später an Iwersens Seite stehe und einen Bären sehe, keine zwanzig Schritt vom Haus.

Es ist unser Logiergast, der gekränkt durch den Lärm neben seiner Wohnung die Absicht hatte, sich ein neues, ruhigeres Logis zu suchen. Als wir aber jetzt die Tür öffnen, bleibt er stehen und wendet sich erstaunt um. Der Bär bestimt sich nur den Bruchteil einer Sekunde, bis ihm die Situation klar wird. „Aha, hier habe ich ja mein Abendessen, gerade fertig, um damit anzufangen!“ Und im nächsten Augenblicke beginnt er angriffsweise zu Werke zu gehen.

Biel sehe ich nicht, aber während ich zurücklaufe, ins Haus hinein, habe ich im Geist ein Bild vor mir, wie eine Photographie eines großen, zottigen Klumpens, der mit funkelnden Augen, glänzenden Zähnen, den Leib dicht auf der Erde und die Beine von sich gestreckt, einer riesigen, freideweißen Kage gleich schnell und lautlos näher kriecht.

Die Tür ist zugeschlagen, ein Riegel vorgeschoben, und zur weiteren Sicherheit gegen den unwillkommenen Gast lehnt Iwersen mit dem Rücken gegen die Tür; denn dieses Abenteuer ist ganz unvermutet über uns gekommen und steht recht schlimm aus. Iwersen hat nur einen Schuß in der Büchse, ich in der meinen gar keinen, beide Büchsen sind vermutlich gefroren, und es ist zweifelhaft, ob wir sie so schnell austauen können.

Der Bär soll sein Abendessen aber so teuer erkaufen wie möglich. Eine Art ist eine gute Waffe wenn es zum Handgemenge kommt; ich ergreife sie also im Vorbeigehen, Klet-

tere über den Kistenhaufen und hole meine Büchse herunter.

Dachte ich's doch — sie ist gefroren! Zu öffnen geht sie; aber, o weh, sie kann nicht wieder geschlossen werden, denn die Patrone geht nur zur Hälfte hinein, und während Iwersen sich mit dem Rücken gegen die Tür stemmt und der Bär draußen dagegen pufft, hämmere ich mit der Art auf die Patrone los. Hinein muß sie, aber guter Dinge bin ich nicht, denn selbst in der Eile weiß ich, daß es mehr Glück als Verstand wäre, wenn es gut abginge und die Patrone nicht explodirte. Zum Glück fällt unserem Gast etwas anderes ein; und eine halbe Minute lang haben wir Frieden.

Nun hin zum Ofen und die Büchsen gewärmt. Aber sie tauen nicht auf, bis der Bär wieder da ist. Mit der Frage: „Ist die Büchse bereit?“ springt Iwersen von neuem zur Tür hin. Nein, die Büchse ist nicht bereit, leider; denn mit zwei Schüssen wäre das ganze ein Spiel, während ein einziger Schuß bitterer Ernst ist. Jetzt aber ist der Bär des langen Wartens müde; er ist wohl hungrig, und da die Tür sich beim ersten Stoß nicht öffnet, stößt er mit seiner ganzen Kraft dagegen.

Das hilft! Iwersen wird weit ins Haus hineingeschleudert, zum Herd hinüber, von dem alle Kasserollen, Fleisch, Kartoffeln und Grütze, unser ganzes Mittagessen, auf das wir uns so sehr gefreut hatten, auf den Boden gefegt wird. Der Riegel fällt, mit dumpfen Krachen springt die Tür auf. In einem Nu ist Iwersen neben mir, in der Hand die Büchse, die er nicht hat fallen lassen.

Wir geben keinen Laut von uns und sehen uns nur an, denn in der Tür steht der Bär, mit beiden Tagen auf der Schwelle, den Krachen offen vor Staunen über die sonderbare Höhle, in die er geraten ist. Der Geifer rinnt ihm aus dem Maul, und niemals habe ich in die Augen eines Tieres eine solche Verblüfftheit gesehen. Wir haben so weit wie möglich von dem Bären Stellung genommen, Iwersen mit erhobener Büchse, klar zum Schuß, ich mit der halb unbrauchbaren Büchse in der linken Hand und die Art zum Schlag erhoben in der rechten. Laut und scharf klingt das Knaden, als Iwersen den Hahn an seiner Büchse spannt. Na, Bär — denke ich — nun bete nur dein Vater unser und stehe fest, denn jetzt gilt's. Bevor aber der Gedanke zu Ende gedacht ist, ertönt ein Getöse, als wäre der Untergang der Welt nahe.

Meine Augen weichen nicht von dem Bären. Ich sehe die breite, weiße Brust zittern, als der Schuß losgeht, dann kommt ein kleiner Blutstropfen oder zwei. Noch steht der Bär auf der Türschwelle, wie versteinert vor Erstaunen, dann aber gibt er die Belagerung auf, läuft ein paar Schritt, fällt über den Schlitten und sinkt zur Erde, leblos, ohne einen Laut von sich zu geben. Der Kampf ist aus, der Sieg ist unser! Der ungebetene Gast hat einen hohen Preis für seine Frechheit bezahlt, aber den ganzen Abend sitzen wir und putzen unsere Büchsen, denn so etwas sollte uns doch nicht noch einmal passieren! (Mit besonderer Genehmigung des Verlages F. A. Brodhaus, Leipzig, dem Buch „Ein arktischer Robinson“ von Einar Mikkelsen entnommen).

Gedanken.

Von Richard v. Schaul.

Auf Persönlichkeit hat nur das Geistige im Menschen Anspruch. Ein großer Mensch aber ist man nicht allein durch den Geist.

Man muß nicht allem zustimmen, um das Ganze gelten zu lassen.

Ein Mensch ohne Gegensätze ermangelt des Schwerpunktes.

Manches Stück der Vergangenheit erhält sich nur deshalb unverseht in der Erinnerung, weil es ausgehört, nicht mehr Teil hat am Wechsel der Veränderung des Gewohnten.

Nur durch Einteilung ist das Leben zu bewältigen. Streckenweise.

Erinnerung knüpft das Leben an beständige Lebenswerte, wie sie als Vergangenheit sich ansammeln.

Mancher gäbe viel darum, sich für das Halten zu können, als das er gilt.

Verständnis setzt Liebe, Wissen, Glauben voraus.